

J. G. Ballard
WUNDER DES LEBENS

Unsere Bücher erhalten Sie
im gutsortierten Buchhandel
oder direkt beim Verlag
www.edition-phantasia.de

J. G. Ballard

Wunder des Lebens

Aus dem Englischen von
Joachim Körber



1. Auflage – November 2010

Titel der Originalausgabe:

Miracles of Life

© 2008 by J. G. Ballard

Published by arrangement with the author's estate,
c/o Literarische Agentur Mohrbooks, Zürich

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Über alle deutschen Rechte verfügt der Joachim Körber Verlag, Bellheim. Nachdruck, sowie jede Verwertung außerhalb der Freigrenzen des Urheberrechts sind ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© der deutschen Ausgabe 2010 bei Joachim Körber Verlag
»kuk« ist ein Imprint des Joachim Körber Verlags

Umschlagbild: Steffen Winkler

Satz, Layout, Umschlaggestaltung: Joachim Körber

Gesamtherstellung: Bercker Graphischer Betrieb, Kevelaer

ISBN: 978-3-937897-45-5

www.edition-phantasia.de

Für
Fay, Bea und Jim

Inhalt

Teil 1

Ankunft in Shanghai (1930)	11
Die japanische Invasion (1937).....	29
Krieg in Europa (1939)	41
Meine Eltern	49
Der Angriff auf Pearl Harbor (1941).....	55
Das Lager Lunghua (1943)	65
Schach, Langeweile und eine gewisse Entfremdung (1943) ..	79
Amerikanische Luftangriffe (1944)	89
Der Bahnhof (1945)	99
Kriegsende (1945).....	109

Teil 2

Mannhaft ertragen (1946)	119
Cambridge Blues (1949)	137
Kreischende Päpste (1951).....	149
Bedeutende Entdeckungen (1953)	157
Wunder des Lebens (1955)	167
This Is Tomorrow (1956)	181
Kluge Frauen (1964)	193
Die Schreckensgalerie (1966)	199
Zeit der Heilung (1967)	215
Neue Skulptur (1969)	223
Lunch und Filme (1987).....	233
Rückkehr nach Shanghai (1991).....	251
Nach Hause (2007).....	261

Teil 1

Ankunft in Shanghai (1930)

Ich kam am 15. November 1930 im General Hospital von Shanghai zur Welt – eine schwere Geburt, wie mir meine Mutter, die zierlich gebaut war und schmale Hüften hatte, in späteren Jahren immer wieder gern versicherte, als würde dies etwas über die große Gleichgültigkeit der Welt verraten. Beim Essen erzählte sie mir oft, dass mein Kopf während der Geburt stark deformiert war, und mir scheint, als hätte das für sie teilweise meinen rebellischen Charakter als Teenager und junger Mann erklärt (befreundete Ärzte versicherten mir, dass an so einer Geburt nichts Ungewöhnliches ist). Meine Schwester Margaret, die im September 1937 geboren wurde, kam durch Kaiserschnitt zur Welt; ich habe nie gehört, dass meine Mutter sich über die Bedeutung dessen geäußert hätte.

Wir wohnten in der Amherst Avenue 31, in den westlichen Vororten von Shanghai, rund achthundert Meter jenseits der Grenze der Internationalen Siedlung, aber in einem größeren Gebiet, das in die Zuständigkeit der Shanghaier Polizei fiel. Das Haus steht noch und beherbergte, als ich Shanghai 1991 das letzte Mal besuchte, die Bibliothek des Staatlichen Instituts für Elektronik. Die internationale Siedlung, an deren südlicher Grenze das fast ebenso große französische Viertel lag, erstreckte sich vom Bund mit seinen Banken, Hotels und Handelsunternehmen am Ufer des Huangpu rund fünf Meilen nach Westen. Fast alle Ladengeschäfte, Restaurants, Kinos, Rundfunksender und Nachtclubs der Stadt lagen in der Internationalen Siedlung, aber es gab auch große, außerhalb gelegene Industriegebiete in Shanghai. Die fünf Millionen chinesischen Bewohner hatten

freien Zugang zur Siedlung; die meisten Leute, die ich auf der Straße sah, waren Chinesen. Ich glaube, es dürften an die fünfzigtausend Nicht-Chinesen gewesen sein – Briten, Franzosen, Amerikaner, Deutsche, Italiener, Schweizer, Japaner und eine große Zahl russischer und jüdischer Flüchtlinge.

Shanghai war, anders als viele glauben, keine britische Kolonie und nicht mit Hongkong oder Singapur vergleichbar, die ich vor und nach dem Krieg besuchte und die für mich wenig mehr waren als Ankerplätze für Kanonenboote und Stützpunkte der Marine, keine lebhaften Handelszentren, die sich zu sehr auf Pink Gin und Ehrenworte verließen. Shanghai war eine der größten Städte der Welt, genau wie heute – zu neunzig Prozent chinesisch und zu einhundert Prozent amerikanisiert. Bizarre Werbeaktionen – eine Ehrengarde von fünfzig buckligen Chinesen anlässlich der Filmpremierre von *Der Glöckner von Notre Dame* ist mir besonders im Gedächtnis geblieben – gehörten zur alltäglichen Realität der Stadt, obwohl ich mich manchmal frage, ob alltägliche Realität nicht eines der Elemente ist, die der Stadt fehlten.

Mit ihren Zeitungen in jeder erdenklichen Sprache und ihren Dutzenden von Rundfunkprogrammen war Shanghai eine sehr frühe – vor ihrer Zeit – Medienstadt, als das Paris Asiens und »liederlichste Stadt der Welt« gefeiert; doch als Kind wusste ich natürlich nichts von den Tausenden von Bars und Bordellen. In Straßen voll von Bettlern, die ihre Schwären und Wunden zur Schau stellten, herrschte ein entfesselter Kapitalismus. Shanghai war wirtschaftlich und politisch bedeutend und viele Jahre lang Hauptsitz der Kommunistischen Partei Chinas. In den 1920er Jahren tobte ein erbitterter Häuserkampf zwischen den Kommunisten und Chiang Kai-sheks Kuomintangstreikräften, in den 1930er Jahren vereinzelt gefolgt von terroristischen Bombenanschlägen, die man allerdings, vermute ich,

vor der Hintergrundmusik endloser Nachtclubs, tollkühner Flugschauen und ruchlosem Geldscheffeln kaum hörte. Derweil fuhren Tag für Tag städtische Lastwagen durch die Straßen und sammelten die Hunderten Leichen obdachloser Chinesen ein, die auf dem Pflaster von Shanghai, dem härtesten der Welt, verhungert waren. Partys, Cholera und Windpocken existierten irgendwie friedlich neben den Ausflügen eines aufgeregten kleinen britischen Jungen in den Country Club mit seinem Swimming-Pool. Heftige Ohrenschmerzen durch das verunreinigte Wasser wurden durch grenzenlose Mengen von Coca-Cola und Eiskrem und dem Versprechen wettgemacht, dass der Chauffeur auf dem Nachhauseweg zur Amherst Avenue anhalten und die neuesten amerikanischen Comics kaufen würde.

Wenn ich zurückblicke und daran denke, wie meine Kinder in Shepperton aufgewachsen sind, wird mir klar, dass ich eine Menge aufnehmen und verarbeiten musste. Bei jeder Fahrt durch Shanghai in Begleitung eines weißrussischen Kindermädchens namens Vera (die mich angeblich vor Entführungsversuchen seitens des Chauffeurs schützen sollte; allerdings kann ich nicht sagen, inwieweit diese empfindliche junge Frau tatsächlich bereit gewesen wäre, meinerwegen Leib und Leben zu riskieren) sah ich etwas Seltsames und Rätselhaftes, behandelte es jedoch wie etwas Normales. Ich glaube, das war die einzige Möglichkeit, wie ich das knallbunte, aber blutige Kaleidoskop Shanghais überhaupt sehen konnte – die wohlhabenden chinesischen Geschäftsmänner, die in der Bubbling Well Road Pause machten und sich einen Schluck Blut aus dem Hals einer lebenden Gans gönnten, die an einen Telefonmasten gebunden war; junge chinesische Gangster in amerikanischen Anzügen, die Ladenbesitzer zusammenschlugen; Bettler, die sich um ihre Almosen prügelten; bildschöne weißrussische Barmädchen, die

den Passanten zulächelten (ich fragte mich stets, wie sie als meine Kindermädchen sein würden, im Vergleich zu der mürri-schen Vera, die meinen hyperaktiven Verstand beschäftigte).

Dennoch war Shanghai ein magischer Ort für mich, eine Phantasie, die sich unablässig selbst neu erfand und meinen kleinen Verstand weit hinter sich ließ. Immer gab es etwas Merkwürdiges und Unvereinbarliches zu sehen: ein gewaltiges Feuerwerk, mit dem die Eröffnung eines neuen Nachtclubs gefeiert wurde, während Panzerwagen der Polizei von Shanghai in einen brüllenden Mob demonstrierender Fabrikarbeiter hineinrasten; die Armee von Prostituierten in Pelzmänteln vor dem Park Hotel, wo sie »auf Freunde warteten«, wie mir Vera stets versicherte. Offene Abwasserrohre führten direkt in den stinkenden Fluss Huangpu, die ganze Stadt stank nach Dreck, Krankheiten und den unterschiedlichsten Essenserüchen von Tausenden chinesischen Imbissbuden. Im Franzosenviertel rasten riesige Straßenbahnen durch die Mengen und ließen permanent ihre Glocken ertönen. Alles war möglich, und alles zu kaufen oder verkaufen. In vieler Hinsicht erinnerte alles an eine Kulisse, doch damals war es real, und ich glaube, ein großer Teil meiner Werke stellt den Versuch dar, diese Atmosphäre mit anderen Mitteln als dem Gedächtnis heraufzubeschwören.

Parallel dazu existierte eine streng förmliche Seite des Lebens in Shanghai – Hochzeitsempfänge im French Club, wo ich als Page arbeitete und zum ersten Mal Käsecanapés kostete, die so abscheulich schmeckten, dass ich glaubte, ich hätte mir eine schreckliche neue Krankheit eingefangen. Auf der Rennstrecke von Shanghai wurden Rennen veranstaltet, für die sich jeder in Schale warf, und in der Britischen Botschaft am Bund fanden verschiedene patriotische Versammlungen statt, ultraformelle gesellschaftliche Ereignisse, für die man stundenlang anstehen musste, was mich fast in den Wahnsinn trieb. Mei-

ne Eltern veranstalteten ausgedehnte, förmliche Dinnerpartys, bei denen vermutlich alle Gäste betrunken waren und die für mich meist zu Ende waren, wenn mich ein fröhlicher Kollege meines Vaters hinter einem Sofa entdeckte, wo ich Gespräche belauschte, die ich nicht einmal ansatzweise begriff. »Edna, wir haben hier einen blinden Passagier an Bord ...«

Meine Mutter erzählte mir von einem Empfang Anfang der 1930er Jahre, als ich Madame Sun Yat-sen vorgestellt wurde, der Witwe des Mannes, der die Manchus gestürzt hatte und der erste Präsident Chinas geworden war. Aber ich glaube, meine Eltern bevorzugten mehr ihre Schwester, Madame Chiang Kai-shek, eine enge Freundin der Amerikaner und der amerikanischen Großindustrie. Damals war meine Mutter eine hübsche junge Frau um die Dreißig und ein beliebtes Mitglied des Country Club. Sie wurde einmal zur bestgekleideten Frau in Shanghai gewählt, ich bin aber nicht sicher, ob sie das als Kompliment wertete und ob ihr die Jahre in Shanghai (ungefähr von 1930 bis 1948) wirklich gefielen. Jahre später, als sie schon über sechzig war, unternahm sie ausgedehnte Flugreisen und besuchte Singapur, Bali und Hongkong, aber nicht Shanghai. »Das ist eine Industriestadt«, sagte sie, als wäre das Thema damit abgehakt.

Ich vermute, dass es meinem Vater mit seiner Leidenschaft für H. G. Wells und dem unerschütterlichen Glauben, dass die moderne Wissenschaft der Erlöser der Menschheit sein würde, in Shanghai sehr viel besser gefiel. Er bat den Chauffeur stets, langsamer zu machen, wenn wir an bedeutenden Bauwerken vorbeikamen – zum Beispiel dem Radium Institute, wo man ein Heilmittel für Krebs finden würde; dem riesigen Hardoon-Anwesen im Zentrum der Internationalen Siedlung, das ein Grundstücksmakler aus dem Irak erbaut hatte, dem eine Wahrsagerin prophezeite, er würde sterben, wenn er je aufhören soll-

te, zu bauen, weshalb er dann in ganz Shanghai Pavillons errichten ließ, die teilweise nicht einmal Türen oder ein Inneres hatten. Im dichten Verkehr auf dem Bund zeigte er auf »Two-Gun« Cohen, den damals berühmten Leibwächter chinesischer Warlords, und ich betrachtete mit den staunenden Augen eines kleinen Jungen das riesige amerikanische Auto mit den bewaffneten Männern, die auf den Trittbrettern standen, ganz wie in Chicago. Vor dem Krieg nahm mich mein Vater häufig über den Huangpu mit zur Fabrik seiner Firma am Ostufer – ich erinnere mich noch deutlich an den beängstigenden Lärm der Spinn- und Webmaschinen, der Hunderten von gewaltigen Lancashire-Webstühlen, die alle von einem chinesischen Mädchen beaufsichtigt wurden, das stets bereit war, die Maschine anzuhalten, sollte auch nur ein einziger Faden reißen. Der Lärm hatte diese Bauernmädchen längst taub gemacht, aber sie waren die alleinigen Ernährerinnen ihrer Familien, und mein Vater eröffnete eine Schule neben der Fabrik, wo die ungebildeten Mädchen Lesen und Schreiben lernen konnten und damit Aussicht auf einen Bürojob bekamen.

Das beeindruckte mich, und ich dachte lange und angestrengt nach, während wir über den Fluss zurückkehrten, wo die Fähre von China Printing versuchte, den Dutzenden toten Chinesen auszuweichen, deren verarmte Verwandte sich keinen Sarg leisten konnten und sie stattdessen in die Abwasserkanäle der Kanalisation von Nantao warfen. Mit Papierblumen geschmückt, trieben sie hin und her, während der dichte Flussverkehr mit seinen motorisierten Sampans sich zwischen ihnen hindurchschlängelte.

Shanghai war extravagant, aber grausam. Schon vor der japanischen Invasion 1937 zog es Hunderttausende entwurzelte chinesische Bauern in die Stadt. Wenige fanden Arbeit, keiner Mitleid. In dieser Ära vor den Antibiotika grassierten Cho-

lera-, Typhus- und Windpockenepidemien, aber wir überlebten irgendwie, vermutlich teilweise auch deshalb, weil die zehn Diener auf dem Grundstück lebten (in einem Gesindehaus, das doppelt so groß war wie mein späteres Haus in Shepperton). Der enorme Alkoholkonsum könnte eine vorbeugende Wirkung gehabt haben; in späteren Jahren erzählte mir meine Mutter, dass zahlreiche englische Angestellte meines Vaters im Büro den ganzen Tag über heimlich und ständig tranken, und zu Hause dann weiter bis in den späten Abend. Dennoch holte ich mir die Amöbenruhr und verbrachte Wochen im General Hospital von Shanghai.

Alles in allem wurde ich, da man in ständiger Angst vor Entführungen lebte, gut bewacht. Mein Vater war in Arbeitskämpfe mit den kommunistischen Führern der Gewerkschaften verwickelt, und meine Mutter glaubte, dass sie gedroht hatten, ihn zu töten. Ich nehme an, dass er einen Kompromiss mit ihnen aushandeln konnte, dennoch bewahrte er zwischen den Hemden in seiner Kommode im Schlafzimmer eine automatische Pistole auf, die ich natürlich irgendwann fand. Danach saß ich mit der geladenen Waffe häufig auf dem Bett meiner Mutter, übte sie zu ziehen wie ein Cowboy und richtete sie auf mein Ebenbild im Wandspiegel. Ich kann von Glück sagen, dass ich mich nicht erschossen habe, und Verstand genug besaß, nicht vor meinen Freunden in der Cathedral School damit zu prahlen.

Den Sommer verbrachten wir im Norden, in der Hafenstadt Tsingtau, fernab von Hitze und Gestank Shanghais. Die Ehemänner blieben zu Hause, die jungen Frauen vergnügten sich mit den Offizieren der Royal Navy auf Landurlaub. Es existiert eine Fotografie, die ein Dutzend herausgeputzte Frauen in Korbsesseln zeigt, und hinter jeder steht ein braungebrannter, hübscher und lächelnder Offizier. Wer waren die Jäger, wer die Trophäen?

Die Amherst Avenue war eine Straße mit großen Häusern im westlichen Stil, die sich bis etwa eine Meile über die Grenze der Internationalen Siedlung hinaus erstreckte. Vom Dach unseres Hauses hatten wir Ausblick auf das gesamte Umland, ein endloses Terrain mit Reisfeldern, kleinen Dörfern, Kanälen und urbar gemachtem Land, das sich in Richtung des späteren Internierungslagers Lunghua rund fünf Meilen nach Süden erstreckte. Das Haus war ein dreistöckiges Gebäude, teils Fachwerk, und sah aus, als gehörte es einem Aktienmakler aus Surrey. Jede ausländische Nationalität in Shanghai baute Häuser in ihrem Stil – die Franzosen provençalische Villen und Art-deco-Häuser, die Deutschen weiße Kuben im Bauhaus-Stil, die Engländer ihre Fachwerkphantasien mit Golfclub-Eleganz, die teils Ausgeburten einer falschen Nostalgie waren, die ich Jahrzehnte später wiedererkannte, als ich Beverly Hills besuchte. Aber fast alle Häuser hatten, genau wie Amherst Avenue 31, ein amerikanisches Interieur – übertrieben geräumige Küchen, Vorratskammern, so groß wie eigenständige Zimmer, mit riesigen Kühlschränken, Zentralheizung und Doppelverglasung, sowie ein Badezimmer für jedes Schlafzimmer. Das bedeutete vollkommene Privatsphäre. Ich habe meine Eltern nie nackt oder zusammen im Bett gesehen und benutzte stets Bad und Toilette neben meinem Zimmer. Im Gegensatz dazu teilten meine Kinder so gut wie alles Intime zwischen mir und meiner Frau, benutzten dieselben Wasserhähne, Seife und Handtücher und waren, hoffe ich, ebenso unverklemmt, was den Körper und seine allzu menschlichen Funktionen angeht.

Aber Privatsphäre war in unserem Haus in Shanghai für meine Eltern vermutlich schwieriger, als ich mir das als Kind vorstellen konnte. Wir hatten zehn chinesische Diener – Boy Nr. 1 (um die Dreißig und der Einzige, der fließend Englisch sprach), Boy Nr. 2, Kuli Nr. 1 für die schwere Hausarbeit, sein Assistent

Kuli Nr. 2, ein Koch, zwei Hausmädchen, Ahmas (zähe Frauen mit winzigen, abgebundenen Füßen, die nie lächelten oder auch nur einen Hauch Freundlichkeit zeigten), ein Gärtner, ein Chauffeur und ein Nachtwächter, der in Einfahrt und Garten patrouillierte, während wir schliefen. Zuletzt ein europäisches Kindermädchen, meist eine junge weißrussische Frau, die bei uns im Haupthaus lebte.

Der Sohn des Kochs war ein Junge in meinem Alter, an dessen Namen sich meine Mutter noch mit neunzig erinnerte. Ich versuchte verzweifelt, Freundschaft mit ihm zu schließen, aber es gelang mir nie. Er durfte den Hauptgarten nicht betreten und weigerte sich, mir zu folgen, wenn ich ihn einlud, mit mir auf Bäume zu klettern. Er verbrachte seine Zeit in der Gasse zwischen dem Herren- und dem Gesindehaus und hatte als einziges Spielzeug eine leere Klim-Blechdose, in der einmal Milchpulver gewesen war. Im Deckel waren drei Löcher, durch die er kleine Steinchen warf, dann öffnete er den Deckel und sah hinein. Das machte er stundenlang, stellte mich unablässig vor Rätsel und forderte meine unendlich kurze Aufmerksamkeitsspanne heraus. Wohl wissend, dass ich ein ganzes Zimmer voll teurer englischer und deutscher Spielsachen hatte (die jeden September bei Hamleys in London bestellt wurden), traf ich eine Auswahl von Autos, Flugzeugen, Zinnsoldaten und Schiffsmodellen und brachte sie ihm. Die seltsamen Gegenstände schienen ihn zu verwirren, daher ließ ich sie ihm zur Begutachtung. Zwei Stunden später ging ich wieder hin; die Spielsachen lagen unbenutzt um ihn herum, und er warf seine Steinchen in die Blechdose. Da wurde mir klar, dass es sich vermutlich um ein Glücksspiel handelte. Die Spielsachen waren als Geschenk gedacht gewesen, doch als ich am Abend in mein Zimmer zurückkehrte, standen sie alle wieder da. Ich hoffe, dass der schüchterne und liebenswerte Chinesenjunge den

Krieg überlebt hat und denke oft an ihn, wie er mit seinen Kieselsteinchen weit entfernt in einem eigenen Universum lebte.

Die große Zahl der Diener, unter den betuchteren westlichen Familien gang und gäbe, war nur der geringen Löhne wegen möglich, die bezahlt wurden. Boy Nr. 1 erhielt rund dreißig Pfund jährlich (nach heutigen Maßstäben vermutlich rund tausend), die Kulis und Ahmas rund zehn pro Jahr. Miete zahlten sie keine, mussten sich aber selbst verpflegen. In regelmäßigen Abständen kam Boy Nr. 1 zu meinen Eltern, die auf der Veranda Whiskey-Soda tranken, und erklärte, dass der Preis für Reis wieder gestiegen wäre, worauf mein Vater ihnen eine entsprechende Lohnerhöhung gewährte. Auch nachdem die Japaner im Dezember 1941 die Internationale Siedlung erobert hatten, behielt mein Vater die gesamte Dienerschaft, obwohl die Geschäfte drastisch zurückgegangen waren. Nach dem Krieg erklärte er mir, dass die Diener kein Zuhause hatten und vermutlich verhungert wären, wenn er sie entlassen hätte.

Eigentümlicherweise ging diese humane Anwendung mit sozialen Konventionen einher, die heute undenkbar wären. Wir sprachen die Diener mit »Boy Nr. 1« oder »Kuli Nr. 2« an, nie mit ihren richtigen Namen. Meine Mutter sagte so etwas wie: »Boy, sag Kuli Nr. 2, dass er die Einfahrt fegen soll ...«, oder: »Boy Nr. 2, schalte das Licht in der Diele an ...« So machte ich es auch im frühen Alter schon. Wenn Boy Nr. 1 meinem Vater antwortete, sagte er so etwas wie: »Herr, ich sage Boy Nr. 2, dass er Filetsteak im Compradore kaufen soll« – der üppig bestückte Lebensmittelladen in der Avenue Joffre, der unsere Küche belieferte.

Angesichts der grausamen Realität auf den Straßen von Shanghai, den Hungersnöten, Überschwemmungen und dem endlosen Bürgerkrieg, der die Dörfer verwüstet hatte, waren die Diener möglicherweise einigermaßen zufrieden mit ihrer

Existenz, schließlich sahen sie auch die Heerscharen obdachloser Chinesen auf den Straßen, die alles getan hätten, um Arbeit zu finden. Jeden Morgen, wenn ich zur Schule gefahren wurde, fielen mir frische Särge auf, die am Straßenrand standen, manchmal winzige, mit Papierblumen bedeckte Särge, in denen Kinder meines Alters lagen. Auf den Straßen der Innenstadt von Shanghai lagen überall Tote, von Passanten unbeachtet, aber von chinesischen Bauersfrauen beweint. Als mein Vater mich einmal in sein Büro in der Szechuan Road unweit des Bund mitnahm, hatte eine chinesische Familie die Nacht zusammengekauert auf dem Stahlgitter am oberen Ende der Eingangstreppe verbracht. Das Wachpersonal hatte sie vertrieben, aber sie hatten ein totes Baby auf dem Gitter liegen lassen, dessen Leben einer tödlichen Krankheit oder der Kälte zum Opfer gefallen war. In der Bubbling Well Road musste unser Auto anhalten, als der Rikschakuli vor uns plötzlich anhielt, die Baumwollhose herunterließ, sich über seine Stangen beugte und einen Strom gelber Flüssigkeit auf die Straße ausschied, sodass Passanten hineintraten, sie in der ganzen Stadt verteilten und so Ruhr oder Cholera in jede Fabrik, jeden Laden, jedes Büro trugen.

Als kleiner Junge, mit fünf oder sechs Jahren, muss ich das alles akzeptiert haben, ohne einen einzigen Gedanken daran zu verschwenden, genau wie die Knochenarbeit der Kulis, die entlang des Bund die Schiffe entluden, Männer mittleren Alters mit enormen Krampfadern, die unter der gewaltigen Last an ihren Schulterjochs schwankten und stöhnten und mit langsamen Schritten zu den nahegelegenen »godowns« gingen, den großen Lagerhäusern der chinesischen Kaufleute. Hinterher setzten sie sich mit einer Schale Reis und einem Kohlblatt, die ihnen irgendwie die Energie gaben, die monströsen Lasten zu tragen, irgendwo hin. In der Nanking Road rannten chinesi-

sche Bettelknaben hinter unserem Auto her, klopften an die Scheiben und riefen: »Keine Mama, kein Papa, kein Whiskey-Soda ...« Hatten sie den Schlachtruf von gleichgültigen Europäern aufgeschnappt, die ihn ihnen ironisch entgegenschleuderten?

Als ich sechs war, vor der japanischen Invasion 1937, saß ein alter Bettler mit dem Rücken zur Wand am Anfang unserer Einfahrt, wo unser Auto immer kurz anhielt, bevor es in die Amherst Avenue einbog. Ich betrachtete ihn auf dem Rücksitz des Buick, ein ausgemergelter, uralter Mann in Lumpen, der sein Leben lang unterernährt gewesen war und gerade seine letzten Atemzüge tat. Er hielt Passanten eine Craven-A-Blechdose hin, aber niemand gab ihm etwas. Nach ein paar Tagen war er sichtlich schwächer, und ich fragte meine Mutter, ob Kuli Nr. 2 dem alten Mann nicht ein wenig Essen bringen könnte. Als sie meine hartnäckigen Bitten satt hatte, gab sie schließlich nach und versprach, dass Kuli Nr. 2 dem alten Mann einen Teller Suppe bringen würde. Am nächsten Tag schneite es, und der alte Mann war mit einer weißen Decke bedeckt. Ich weiß noch, wie ich mir einredete, dass ihm unter der weichen Daunendecke wärmer sein würde. Er blieb mehrere Tage unter der Decke liegen, dann war er fort.

Vierzig Jahre später fragte ich meine Mutter, warum wir dem alten Mann an unserer Einfahrt nichts zu essen gegeben hatten, worauf meine Mutter antwortete: »Hätten wir ihm etwas gegeben, wären innerhalb von zwei Stunden fünfzig Bettler da gewesen.« Auf ihre Weise hatte sie recht. Europäische Unternehmer hatten einen enormen Reichtum nach Shanghai gebracht, aber nicht einmal Shanghai konnte die Millionen von obdachlosen Chinesen durchfüttern, die Krieg und Hunger in die Stadt trieben. Ich denke heute noch an diesen alten Mann, ein menschliches Wesen, das wenige Meter von meinem war-

men Zimmer mit den teuren deutschen Spielsachen entfernt so ein verzweifertes Ende fand. Aber als Junge ließ ich mich leicht mit diesem kleinen Gnadenakt zufrieden stellen, einen Teller Suppe, der, wie ich schon damals wusste, vermutlich nichts weiter als ein Lippenbekenntnis meiner Mutter war. Mit vierzehn Jahren war ich, was Tod, Armut und Hunger anbetraf, fatalistisch wie die Chinesen geworden. Ich wusste, Güte allein stopfte keine Mäuler und rettete keine Leben.

Ich erinnere mich an wenig, bevor ich fünf oder sechs Jahre alt war, als ich in die Cathedral School für Knaben eingeschult wurde. Die Schule wurde nach englischen Prinzipien geführt und hatte als Ziel das Examen oder das Vorkriegs-äquivalent davon; besonderen Wert legte man auf Latein und Bibelunterricht. Die Lehrer waren Engländer, und wir mussten überraschend hart arbeiten, besonders wenn man an den Nachtclub- und Dinnerparty-Lebensstil denkt, der das Leben unserer Eltern beherrschte. Jeden zweiten Tag gab es zwei Stunden Lateinunterricht und jede Menge Hausaufgaben. Der Rektor war ein Geistlicher der Church of England namens Reverend Matthews, ein Sadist, der nicht nur mit dem Gehstock großzügig Prügel verteilte, sondern auch mit den Fäusten, und selbst kleine Kinder brutal schlug. Ich bin sicher, heute würde man ihn wegen Kindesmissbrauch und Körperverletzung vor Gericht stellen. Ich entging seinem Zorn wie durch ein Wunder, konnte mir aber schon recht bald denken, was der Grund dafür war. Mein Vater war Leiter einer bekannten britischen Firma und später Vizevorsitzender der British Residents Association. Mir entging nicht, dass Reverend Matthews nur Knaben aus bescheideneren familiären Verhältnissen mit Stock und Fäusten traktierte. Einer oder zwei wurden fast täglich geprügelt und gedemütigt, und mich überrascht heute noch, dass sich die Eltern nie beschwerten. Bizzarerweise gehörte das alles

zur steifen britischen Tradition, die es freilich, wie sich erweisen sollte, nicht mit einer anderen brutalen Tradition, Bushido und der nackten Gewalt aufnehmen konnte, die japanische Unteroffiziere über die Soldaten ausübten, die unter ihrem Befehl standen.

Als Reverend Matthews interniert wurde, ging eine erstaunliche Veränderung mit ihm vor: Er legte den Priesterkragen ab, lag stundenlang sonnenbadend in einem Liegestuhl und wurde sogar eine Art Frauenheld, als wäre er endlich in der Lage gewesen, die Verkleidung abzulegen, zu der eine gewisse Form der britischen Selbsttäuschung ihn gezwungen hatte.

Außerhalb der Schule erinnere ich mich an jede Menge Kinderfeste, wobei jedes Kind von seinem Flüchtlingskindermädchen begleitet wurde, was den weißrussischen und deutsch-jüdischen Mädchen Gelegenheit gab, ausgiebig miteinander zu tratschen. In den Schulferien fuhren wir jeden Morgen zum Country Club, wo ich mit meinen Freunden Stunden im Swimming-Pool verbrachte. Ich war ein guter Schwimmer und gewann einmal einen kleinen silbernen Löffel, weil ich bei einem Tauchwettbewerb den ersten Platz belegte, frage mich allerdings, ob ich den Preis erhielt oder ob er nicht eigentlich für meine Eltern bestimmt war.

Zu Hause verbrachte ich viel Zeit allein. Das gesellschaftliche Leben war im Shanghai vor dem Krieg ein Beruf für meine Mutter, die im Country Club Tennis oder Bridge mit ihren Freundinnen spielte, einkaufte oder zum Mittagessen in eines der Hotels in der Innenstadt ging. Am Abend besuchte man Dinnerpartys oder Nachtclubs. Meine Mutter half mir häufig bei den Lateinhausaufgaben, aber den größten Teil des Tages war ich allein in einem großen Haus, wo die chinesischen Diener mich weder eines Blickes würdigten noch mit mir redeten, während das Kindermädchen die Romane meiner Mutter

las und mit dem Phonographen Tanzmusik hörte. Manchmal hörte ich mir einen des runden Dutzends englischsprachiger Rundfunksender an (gern meldete ich mich unter dem Decknamen »Ace« und äußerte Musikwünsche) oder spielte Schach mit dem Kindermädchen; mein Vater brachte mir bei, wie man gewinnt, und ich brachte den Kindermädchen bei, wie man verliert. Die Schar der weißrussischen Mädchen muss sich in meiner Gegenwart zu Tode gelangweilt haben; eines sagte sogar einmal zu mir, das Donnergrollen, das mir Angst machte, »ist die Stimme Gottes – er ist böse auf dich, James.« Ich weiß noch, dass mich das jahrelang beunruhigte. Aus irgendeinem Grund glaubte ich ihr fast.

Hin und wieder ging ich mit meiner Mutter oder dem Kindermädchen ins Kino, eines der riesigen Art-deco-Lichtspielhäuser, die ganz Shanghai überragten. Der erste Film, den ich sah, war *Schneewittchen*, der mir eine Heidenangst machte. Die böse Königin, die reine Essenz des Bösen, die über dem Auditorium erstrahlte, erinnerte mich zu sehr an die Freundinnen meiner Mutter, wenn sie es satt hatten, dass ich ihre Möbel umstellte.

Die meisten Kinderbücher, die ich las, darunter zum Beispiel *1001 Nacht*, die Märchen der Gebrüder Grimm und *The Water Babies*, empfand ich aufgrund der von den Prä-Raphaeliten und Beardsley inspirierten Illustrationen mit ihren erstickenden gotischen Interieurs und laternenhellen Wäldern als zutiefst verstörend. Vermutlich bereiteten sie mich auf die Surrealisten vor. Ich las für Kinder bearbeitete Versionen von *Gullivers Reisen* und *Robinson Crusoe*, die mir gefielen, besonders *Crusoe*; noch heute höre ich im Geiste die Brandung an seiner Küste. Ich verschlang amerikanische Comics, die überall in Shanghai verkauft und von allen englischen Jungs gelesen wurden – *Buck Rogers*, *Flash Gordon* und später *Superman*. Mein Lieblingsco-

mic war *Terry and the Pirates*, über einen amerikanischen Piloten und Söldner im Fernen Osten, teilweise in Shanghai angesiedelt, wo ich lebte. Später las ich amerikanische Bestseller wie *Hölle, wo ist dein Sieg?*, *Babbitt*, *Antonio Adverso* und *Vom Winde verweht*. Meine Eltern hatten eine ganze Anzahl Zeitschriften abonniert – *Life*, *Time*, den *New Yorker*, die *Saturday Evening Post*, und so weiter; ich blätterte sie stundenlang durch und erfreute mich an ihrem amerikanischen Optimismus.

Nicht zu vergessen die Jahrbücher *Chums* und *Boy's Own Paper*, aggressive Kompendien patriotischen Säbelrasselns. A. A. Milne und die *Just William*-Serie porträtierten zusammen ein mythisches Mittelschichtengland, eine Home-Counties-Welt, wie in *Peter Pan* und noch weiter von der Wirklichkeit entfernt als *Life* und *Time* von der Wirklichkeit des amerikanischen Lebens. Freilich schienen die britischen Ärzte, Architekten, Manager und Geistlichen, denen ich in Shanghai begegnete, es zu bestätigen. Sie mochten amerikanische Autos fahren und amerikanische Kühlschränke besitzen, aber ihre Sprache und ihr Auftreten waren nicht weit von den Ärzten und Schulleitern entfernt, die mir in meiner Lektüre begegneten.

Das alles verlieh den britischen Erwachsenen in Shanghai eine gewisse Autorität, die sie ein paar Jahre später, nach der Versenkung der Schlachtschiffe *Repulse* und *Prince of Wales* und der Kapitulation Singapurs vollständig verloren. Die Briten verloren einen Respekt, den sie nie wiedererlangten, wie ich herausfand, als chinesische Ladenbesitzer, französische Zahnärzte und Sikh-Schulbusfahrer abfällige Bemerkungen über die Macht der Briten machten. Der Traum vom Empire starb, als Singapur kampfflos kapitulierte und unsere Luftwaffe den besten ausgebildeten Zero-Piloten nichts entgegenzusetzen hatte. Selbst mit elf oder zwölf Jahren wusste ich, dass keine noch so patriotischen Parolen den zerfetzten Union Jack wieder zusam-

menfügen konnten. Von da an begegnete ich allen britischen Erwachsenen mit einem gewissen Misstrauen.

Meine engsten Freunde waren eine englische Familie namens Kendall-Ward, die am anderen Ende der Amherst Avenue wohnten und eine wohltuende Ausnahme jeder Regel des Lebens von Engländern in der Fremde darstellten. In den Ferien fuhr ich mit dem Fahrrad hin und verbrachte fast den ganzen Tag dort. Da waren drei Brüder, an die ich mich noch gut erinnere, aber die Eltern haben einen starken und nachhaltigen Eindruck bei mir hinterlassen. Mr. Kendall-Ward war leitender Angestellter des Elektrizitätswerks von Shanghai, er und seine Frau jedoch Freigeister, die selten auf gesellschaftlicher Ebene mit den anderen britischen Mitbürgern verkehrten. Der Vater war begeisterter Modelleisenbahner, und die verglaste Veranda im ersten Stock, ein fast zehn Meter langer Raum, war vollgestopft mit einer riesigen Landschaft von Tunnels, Hügeln, Seen und Eisenbahnschienen auf einer hüfthohen Plattform mit Falltüren, aus denen er ohne Vorwarnung emporschoss und Justierungen an den Schienen vornahm. Als er diesen riesigen Raum gefüllt hatte, fing er an, die an die Veranda angrenzenden Räume zu kolonisieren und baute schmale Simse an den Wänden, die die Eisenbahn noch tiefer ins Haus führten.

Mrs. Kendall-Ward herrschte herzlich und fröhlich über dieses familiäre Chaos; sie war von vier Airedale-Terriern umgeben, versorgte ein neugeborenes Baby und fragte mich nach den neuesten Neuigkeiten aus der Innenstadt von Shanghai. Sie hörte offenbar interessiert zu, wenn ich ihr detailliert von einem neuen französischen oder italienischen Kriegsschiff erzählte, das am Bund vor Anker gegangen war. Sie sprach fließend Chinesisch mit den Amahs, eine unerhörte Fertigkeit, die mich in Erstaunen versetzte, und redete sie mit Namen an. Als einzige Bewohnerin Shanghais hatte sie nur weibliches Perso-

nal eingestellt, sechs oder sieben Amahs. Meine Mutter meinte, dass das eine Barmherzigkeit seitens der Kendall-Wards wäre – die alten Jungfern hätten es andernfalls schwer gehabt, ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

Das Haus der Kendall-Wards war das genaue Gegenteil von Amherst Avenue 31 und ein Einfluss, der mich mein ganzes Leben nicht mehr losließ. Meine Mutter war liebenswürdig, aber distanziert zu Freunden, die ich mit nach Hause brachte. In den 1930er und 1940er Jahren waren die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern weitaus förmlicher, was unser Haus, ein fast kathedralenartiges Gebäude mit polierten Parkettböden und Möbeln aus dunklen Hölzern, deutlich widerspiegelte. Im Gegensatz dazu war das Haus der Kendall-Wards ein unordentliches Nest voll von bellenden Hunden, keifenden Amahs und dem Lärm von Mr. Kendall-Wards Motorsäge, mit der er Sperrholz sägte, während die drei Brüder und ich mit Rollschuhen durch die Zimmer fegten und generell Amok liefen. Ich wusste, das war die richtige Art, Kinder großzuziehen. Das Äußere zählte nichts, und alle wurden ermutigt, ihr Ding durchzuziehen, wie blödsinnig es auch sein mochte. Mrs. Kendall-Ward stillte ihr Baby ungeniert, was sonst nur chinesische Frauen machten. Wenn sie uns mit dem Packard der Familie durch die Gegend kutscherte und anhielt, um für ihre Söhne amerikanische Comics zu kaufen, kaufte sie stets auch einen für mich, was, wie mir nicht entging, weder meine Mutter noch eine der anderen Mütter jemals machte. Siebzig Jahre später erinnere ich mich noch deutlich an ihre Freundlichkeit und Gutmütigkeit. Zu Hause war ich selten unglücklich, aber bei den Kendall-Wards war ich immer glücklich, und ich denke, dass mir der Unterschied schon damals bewusst war.